

Wenn Müll tötet

Besuch an einem der giftigsten Orte der Welt, den Entwicklungshelfer nun zu einem besseren Arbeitsplatz machen wollen

VON PHILIPP HEDEMANN (ACCRA)

Die Elektroschrott-Deponie Agbogbloshie in Ghana ist einer der giftigsten Orte der Welt. In Afrika macht der Wohlstandsmüll die Ärmsten todkrank. Deutsche Entwicklungshelfer wollen die Müllkippe „Sodom und Gomorra“ jetzt zu einem besseren Ort machen.

Mit einer langen Eisenstange drischt Ahmed auf die gelb und grün züngelnden Flammen ein. Gleißende Funken sprühen, beißender Rauch steigt auf. Ahmeds Augen tränen. Als das giftige Feuer erloschen ist, bleibt vom Kabelknäuel nur ein verkohlter Klumpen über. Ahmed wird dafür von einem Kupferhändler vielleicht zwei Cedi, umgerechnet rund 40 Cent, bekommen. Kurzfristig wird der 15-Jährige davon überleben können, langfristig wird ihn die Arbeit in Agbogbloshie, der größten Elektroschrott-Müllkippe Afrikas, wahrscheinlich umbringen.

Doch das wird in den reichen Ländern, aus denen die ausragierten Geräte kommen, niemand mitbekommen. Weil Konsumenten in der ersten Welt immer mehr Elektrogeräte haben wollen, arbeiten auf der Müllhalde in der ghanaischen Hauptstadt Accra Tausende Kinder, Jugendliche und Erwachsene unter katastrophalen Bedingungen. Deutsche Entwicklungshelfer wollen jetzt dafür sorgen, dass einer der giftigsten Orte der Welt etwas weniger tödlich wird.

Beruf: „Burner“, Abfackler

Das Hämmern im Kopf, das Brennen in den Augen, das Kratzen im Hals, das Ziehen in der Brust: Ahmed weiß nicht, was am meisten wehtut. Aber er weiß, wo es herkommt. Vom schwarzen Qualm, der über die mehr als drei Quadratkilometer große Müllkippe wabert. Auf einem knirschenden Teppich aus dem zerborstenen Glas alter Monitore türmen sich hier die Insignien eines Lebens, das Ahmed wohl nie kennenlernen wird. Ausrangierte Fernseher, Computer, DVD-Player, Küchengeräte und Telefone. Philips, Sony, Nokia, Dell, Canon, Apple und die deutsche Billigmarke Medion – alle sind sie hier gelandet. Ahmed weiß nicht, wie man einen Laptop

Giftig und gefährlich: Jungs verbrennen alte Elektrogeräte, um an die Kupferdrähte im Inneren der Geräte zu kommen; Gesundheit spielt eine untergeordnete Rolle.

(FOTOS: PHILIPP HEDEMANN)



hochfährt oder sich in einer Mikrowelle eine Suppe warm macht. Aber er weiß, wie man die Dinger mit einem Stein, einer Stange oder einfach mit Hilfe der Schwerkraft kaputtmachen und mit Isolierschaum aus Kühlschränken abfackeln kann.

Auf dem Schrottplatz weisen überall Plakate darauf hin, dass die gefährliche Arbeit nur mit Handschuhen, festen Schuhen und Augen- und Atemschutz verrichtet werden soll, doch all das können sich die „Burner“ – die Abfackler – nicht leisten. Sie stehen in der Hierarchie des Mikrokosmos Müllkippe fast ganz unten, verdienen pro Tag umgerechnet rund zwei Euro.

Nach Schätzungen der Vereinten Nationen fallen weltweit jedes Jahr zwischen 20 und 50 Millionen Tonnen Elektroschrott an. In Deutschland sollen es rund 16 Kilo pro Jahr und Einwohner sein. Alle Industrieländer außer den USA haben die Basler Konvention ratifiziert. Das Abkommen soll sicherstellen, dass Elektroschrott nur in

Länder gebracht wird, in denen er umweltverträglich recycelt werden kann.

Seit dem 1. Januar 2016 müssen die Exporteure in der EU nachweisen, dass die Geräte bei der Ausfuhr noch funktionieren. Doch es werden nur wenige Stichproben gemacht. Entsprechend oft wird Schrott unter die

Second-Hand-Ware gemischt. In Deutschland verpflichtet seit dem letzten Jahr ein neues Gesetz zudem Händler, alte Geräte zurückzunehmen. Doch Experten gehen davon aus, dass dennoch bis zu zwei Drittel des weltweit anfallenden Elektroschrotts in Entwicklungsländern landen, in denen der Müll nicht vernünftig wiederverwertet wird.

Leben in „Sodom und Gomorra“

Auch in Tema, dem wichtigsten Hafen Ghanas, kommen fast täglich Container voller Elektrogeräte an. Nach Schätzungen der ghanaischen Umweltbehörde ist rund 15 Prozent der als Gebrauchtware deklarierten Ladung nichts anderes als Elektroschrott. Und auch die bei ihrer Ankunft noch funktionstüchtigen Geräte geben früher oder später den Geist auf und landen oft auf der Müllkippe Agbogbloshie, die von vielen Ghanaern nur „Sodom und Gomorra“ genannt wird.

Ein Fluss wälzt sich träge durch die Halde. Das Wasser des Odors ist schwarz und ohne Leben. Dort, wo einst Flamingos nach Nahrung suchten, treibt jetzt Müll im toxischen Wasser. Am „Boola Beach“, dem „Müllstrand“, fließt die stinkende Brühe ungeklärt in den Atlantik. Fischer haben immer seltener Fische, dafür immer häufiger Elektroschrott in den Maschen.

Wie die meisten Jugendlichen, die in Agbogbloshie arbeiten, scheint Ahmed von den giftigen Dämpfen benebelt zu sein. Die Hände, Arme und Beine des „Burners“ sind mit Brand- und Schnittwunden überzogen, doch die un-

sichtbaren Schäden sind oft schlimmer. Mitarbeiter der amerikanischen Umweltschutzorganisation Pure Earth untersuchten 2013 Erd-, Luft- und Wasserproben aus Agbogbloshie. Als sie die Ergebnisse kannten, erklärten sie die Halde zu einem der zehn am stärksten verseuchten Orte der Welt.

Die deutschen Minister für Entwicklungshilfe, Gerd Müller, und Gesundheit, Hermann Gröhe, besuchten die Müllkippe vor knapp zwei Jahren, waren schockiert – und beschlossen zu handeln. Bis 2018 wollen das Bundesentwicklungsministerium und das Land Nordrhein-Westfalen mehr als 600 000 Euro zur Verfügung stellen. Damit soll u. a. eine Gesundheitsstation gebaut werden. Hier sollen Wunden und Erkrankungen behandelt und Arbeiter darüber aufgeklärt werden, wie sie sich besser schützen können. „Jeden Tag verletzen sich hier Menschen. Aber die meisten werden nicht versorgt, weil sie sich einen Arztbesuch einfach nicht leisten können“, sagt Mohammed Adam Mohammed von der Vereinigung der Schrotthändler.

Besuch der Minister

Eigentlich ist die Krankenstation nur ein Rundklo an den Symptomen. Doch für Michael Funcke-Bartz von der deutschen Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit (GIZ) ist sie auch eine „vertrauensbildende Maßnahme“. Denn langfristig will die GIZ die Arbeitsbedingungen auf der Müllkippe verbessern und die Auswirkungen auf die Umwelt minimieren. „Doch das geht nur mit den Schrottarbeitern. Wir müssen klarmachen, dass wir ihnen nicht die Jobs wegnehmen, sondern ihnen helfen wollen, eine sichere, bessere und gesündere Arbeit zu finden“, sagt Funcke-Bartz.

Ahmed weiß, dass seine Arbeit gefährlich ist. Noch gefährlicher findet er jedoch die Vorstellung, dass deutsche Entwicklungshilfe

Ahmed weiß nicht, wie man einen Laptop hochfährt oder sich in einer Mikrowelle eine Suppe warm macht. Aber er weiß, wie man die Dinger mit einem Stein, einer Stange oder einfach mit Hilfe der Schwerkraft kaputtmachen kann.

seinen Job vielleicht bald überflüssig machen könnte. „Wovon soll ich leben, wenn in Agbogbloshie bald keine Burner mehr gebraucht werden?“, fragt der Junge, der nur wenige Jahre zur Schule ging. Die Angst des Abfacklers zeigt, dass Michael Funcke-Bartz bei seinen Besuchen auf der Müllkippe noch viel Überzeugungsarbeit leisten muss.



Ahmed, der Abfackler.

